

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 22

Artikel: Das Sternenberger Land [Schluss folgt]
Autor: G.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimat.

Hier ist das Land der lichten Wiesenhänge,
Umbuschter Weiler in begrüntem Grund,
Abends ertönen aus der Frauen Mund
Verschollner Zeiten halbvergessne Sänge.

Hier ist das Land der stillen Abendgänge,
Hier trost kein Fels, hier gähnt kein jäher Schlund;
Den Heimgekehrten, dem die Seele wund,
Grüßen aus Hürden ferne Glockenklänge.

Am Abend zieht ein silbermatter Schein,
Voll Schleier, zart durchwirkt mit milden Farben,
Ueber die Wälder und die goldenen Garben.

Wann spät im Tal die letzten Lichter starben,
Bittet ein Raunen durch den Birkenhain:
Der Wandrer schläft auf moosverhülltem Stein.

Oskar H. A. Schmitz.

Das Sternenberger Land.

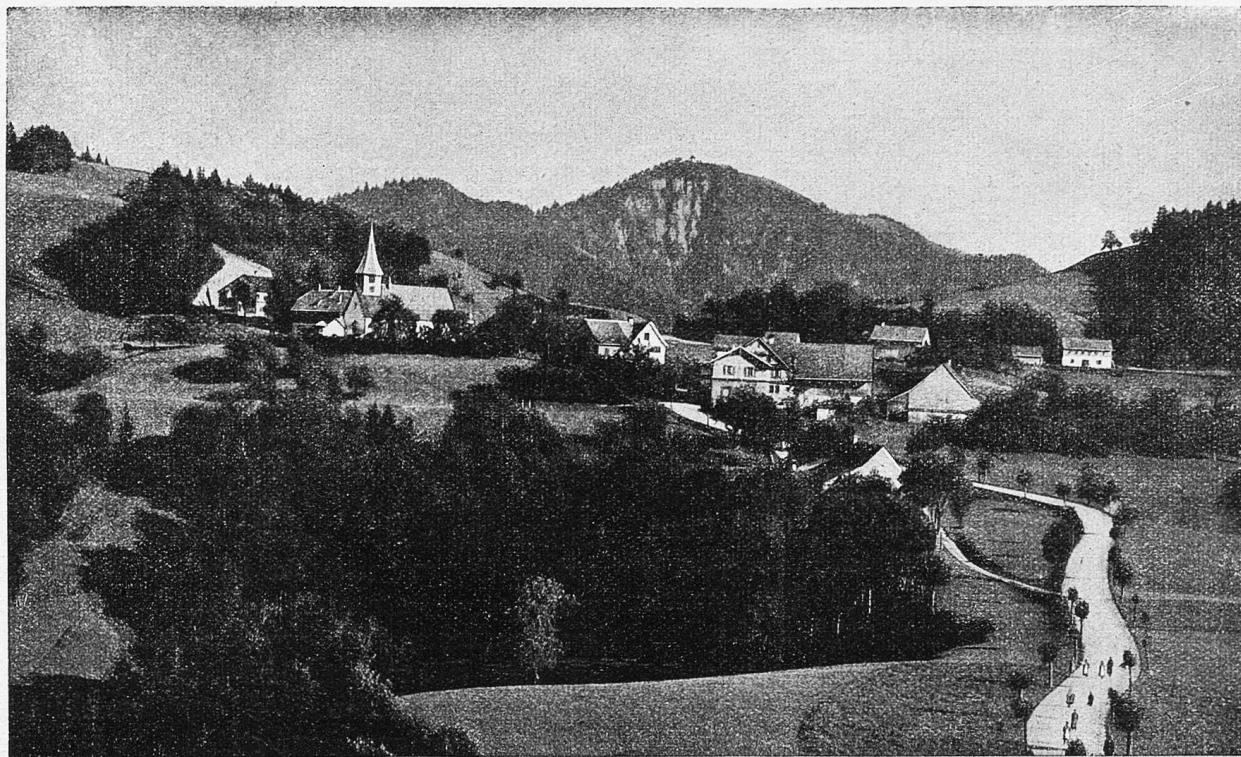
Unter dem Titel „Sternenberger Land“ denken wir hauptsächlich an die Gegend des oberen Lößtals innert der Grenze Bauma-Hörnli-Ullnwinden-Fischingen-Sitzberg-Wila-Bauma. Sie in Landschaft und Volkstum darzustellen, so weit dies auf dem uns zur Verfügung stehenden Raum möglich ist, bildet den Zweck dieser Arbeit.

Wie es Menschen gibt, die man nie wieder vergibt, wenn man sie einmal kennen gelernt und lieb gewonnen hat, so gibt es auch Gegenden, die einen besonders ansprechen. Es sind in der Regel solche, mit denen eine uns anheimelnde Gemütsstimmung verbunden ist. Wir denken hierbei vor allem an das Sternenberger Land mit seiner tannen- und weidegrünen Bergwelt, den zahlreichen schluchtartigen, tiefen Tälchen, die wie grüne Streifen mit weit auseinanderliegenden weltsamen Gehöften allenthalben unser Auge fesseln und den Blick nach sich ziehen: lockend, verheißend, als hätten sie uns irgend ein Geheimnis zu enthüllen. Klär eilen aus den ganz in sich selbst ruhenden Gründen und Schluchten die Bäche zu Tal, immer mit sich plaudernd wie Kinder, die auf dem Wege zum Krämer den Auftrag der Mutter unablässig vor sich hersagen, bis sie ihn schließlich vergessen haben. Es weht eine leise Schwermut, ein gewisser Ernst um all die Gipfel und tiefen Gründe, um Tannenwälder und weltsame Siedelungen. Bodenwellen heben und senken sich. Weizen Bändern gleich schlingen sich Wege und Straßen über Höhen und durch Tiefen, um sich irgendwo in der Ferne zu verlieren. An den Hängen dunkeln Tannenwälder, dehnen sich weite Wiesen mit weißen, gelben und roten Blumen. Die Dörfer, Weiler und Höfe bergen auch heute noch viel Personenheit und Altständigkeit in sich,

viel Genügsamkeit im arbeitsamen Frieden des Alltags, im Kreise anspruchsloser, in sich geführter Menschen, die mit treuem Sinn am Erbten, vom Geschick Zuerteilten, am Glauben der Väter festhalten. In ihrer zum Teil unpolitischen Art, in ihrem einfachen, an vergangene Zeiten erinnernden Gehaben liegt ein eigener Reiz für manche, die sich bedrängt fühlen vom aufreibenden, von Jahr zu Jahr hastiger und lauter werdenden Treiben unserer Tage, das die Nerven der Menschen aufzehrt und diese vor der Zeit alt macht. Es gibt im Sternenberger Land viele, die fast heldenhaft zu kämpfen haben mit den Nöten des Lebens, ohne zu verbittern — sie wissen von den Vätern her, daß ihr Weg durch harte Pflichterfüllung geht, daß sie nicht auf der Welt sind, um ein Rosengärtlein zu betreuen, sondern den kargen, steinigen Grund ihrer Vorfahren zu bebauen.

Ihr Dichten und Trachten, Lieben und Leiden, Sorgen und Mühen, Hoffen und Glauben ist vor bald hundert Jahren von Jakob Stütz in vortrefflicher Weise geschildert worden in „Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben“ und in den „Gemälden aus dem Volksleben“. Wenn sich im Laufe der Zeit äußerlich manches geändert hat, seit Stütz in seiner Zelle in der Malt bei Sternenberg (wo er von 1841 bis 1856 lebte) die genannten Volksbücher schrieb, im innersten Wesen dürfte sich die Sternenberger Bevölkerung seither in der Hauptsache gleich geblieben sein. Die Volksseele wandelt sich nicht stark im Laufe von hundert Jahren!

Die „Sieben mal sieben Jahre“ von Stütz besitzen nicht den Ewigkeitsgehalt und die Ewigkeitskraft von Gotthelfs immer zeitgemäßen Meistererzählungen; aber sie bilden dennoch



Sternenberg.

das tiefste und schönste Buch, das über Zürcherisches Volkstum geschrieben worden, und deshalb war die Neuauflage* durch August Steiger ein sehr verdankenswertes Unternehmen.

Bevor wir unsere Wanderung von der Matt aus forsetzen, möchten wir einige Stellen aus diesem Werke wiedergeben, die sich besonders mit dem Volkstum befassen und dem freundlichen Leser einen Einblick gestatten in die Darstellungsart und -kunst von „Sieben mal sieben Jahre“.

Im Hungerjahr 1817. Die Hungersnot erschien in immer schrecklicherer Gestalt; immer größer wurden die Scharen der Bettler, welche der Mühle (Balchenstall) zuströmten und in herzzerreißendem Jammern um eine Gabe flehten. Und unter diesen so mancher, mancher, der einst im Wirtshaus schwelgte und prafzte, dem das weiseste Brot nie weiß genug war. Viele meiner Schulkameraden erkannte ich nur gar nicht mehr, so sehr waren sie durch den Hunger entstellt. Da war jede Lebensfrische bei diesen Kindern verwischt, und in den schönen Frühlingstagen hörte man keines von ihnen weder singen noch jauchzen; sie saßen hie und

da, still und matt wie Greise, an der Sonne und schauten mit trüben, erloschenen Blicken in die Welt hinaus. Wie manches arme Mädchen hätte da all seinen Flitterstaat um einen Erdäpfel oder um ein Stücklein Brot gegeben. Wie manchen sonst Ehrlichen zwang der Hunger, sich an des Nächsten Gut zu vergreifen, wodurch er zeitlebens Ehre und guten Namen verlor.

Wie manches Viertel gedörrte Erdäpfelhülsen, erfrornte Feldbohnen usw. mußte ich mahlen, und wenn ich dann die Leute fragte: „Aber könnet ihr das abscheuliche Mehl auch essen?“ hieß es: „Ja freilich, hätten wir viel! Der Hunger ist der beste Koch!“ Damals hörte man wenig mehr über den Bauernstand spotten; ja, da hätten alle die Weber und Seidenspinner nur Bauern sein mögen. Die hätten's gut, die seien geborgen. Aber wenn der Bauer nicht weislich haushält, muß er in solchen Fällen am Hungertuch nagen wie andere.

Die Hochzeit der Schwestern Anna und Elisabeth. Es war der Vorabend des Hochzeitsfestes meiner beiden Schwestern Anna und Elisabeth. Die ganze Stube duftete von Rosmarin und Majoran; Blumensträuße und bunte Nasstücher lagen auf dem Fenstergesims in zierlicher Reihe, und untenhin standen glänzende Kannen mit Wein gefüllt. Zum ersten-

* „Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben“ von Jakob Stutz, Druck und Verlag von Henri Kunz, Pfäffikon-Zürich, 1927.

mal waren wir Geschwister wieder alle beisammen. Wir waren fröhlich; nur die beiden Bräute konnten es nicht sein, denn ihre Wahl war eigentlich keine freiwillige gewesen. Unverständige Leute überredeten sie, diesen wichtigen Schritt zu tun, damit sie nicht mehr unter fremden Leuten sein müßten. Die Sache kam mir aber nichts weniger als wichtig, sondern nur fröhlich und lustig vor und höchst erwünscht, weil die Schwestern nun auf die Matt im Sternenberg zu wohnen kamen, wovon Vetter Kaspar mir so viel erzählt hatte. Deshalb bat ich die Schwestern, sie möchten doch nicht weinen, denn sie werden's gewiß sehr gut bekommen. Sie wollten sich aber doch nicht nach Wunsch trösten lassen. Spät begaben wir uns zu Bett. Wir jüngern Geschwister konnten vor Freude in Gedanken an den morgenden Tag und die beiden Bräute vor Kummer nicht schlafen.

Der Morgen kam, ein Morgen von unbeschreiblicher Schönheit. Am ganzen Himmel kein Wölklein, und die Vögel sangen von allen Bäumen herab. Das sei ein gutes Zeichen, es bedeute eine glückhafte Ehe, hieß es, und wir glaubten's recht gern. Bald standen wir da im Feierkleid. Schwestern Elisabeth heftete mir einen herrlichen Blumenstrauß auf die Brust. Bald erscholl Trompetengeschmetter aus dem

Felsen; es fielen einige Schüsse, und dann kamen der Spielmann und die Brautführer, uns abzuholen.

Welch ein Gegensatz zum gestrigen Tag! Wie hätte der schnelle Übergang vom Leid zur Freude mich nicht recht innig ergreifen sollen? Ja wohl! Mir ward wie einem Kranken, der plötzlich wieder gesund geworden ist. Darum, wie mußte mir zumute sein, als wir endlich zum Abzug gerüstet waren, der Geiger draußen vor der Türe den Hochzeitsmarsch zu spielen begann, der mir wie Engelsharfen in die Ohren tönte, wir paarweise, mit Maien und Sträußen geschmückt hinaustraten und so nach dem Takt der heitern Musik das tiefe grüne Tal an dem rauschenden Waldbach zwischen den grauen Felsen dahinzogen, nach der sonnigen Matt, meinem lieben Sternenberg zu. Fühlte ich mich in meinem Leben jemals glücklich und froh, war's in jenem seligen Augenblick. Und als wir oben auf dem Berge waren, ich auf der blumigen Wiese das einsame Haus erblickte, die neue Heimat meiner Schwestern, von wannen die Hochzeitsgäste uns freundlich entgegenwinkten, da hätte ich vor lauter Wonne weinen mögen. Und als wir eintraten in die heitere Stube, wie herzlich war der Empfang und wie war da in Hülle und Fülle aufgetischt!



Bauma.



Steg.

Nach eingenommener Erfrischung bewegte sich bald der lange hunte Zug, voran der Spielmänn, über die Höhen hin nach der Kirche. Gi, wie mir alles so romantisch erschien, wie die kleinen Häuschen mich so innig entzückten! Und als ich erst das einsame Kirchlein so auf einmal gewahrte, wie es von dem grünen Hügel, von der herrlichen Maisonne beschienen, zu mir herüber glänzte und ich den reinen Klang der Glocken hörte, wurde mir abermals recht himmlisch wohl. Ebenso sehr erfreute mich die Orgel in der Kirche. Von der Hochzeitspredigt des Pfarrers Körner verstand ich nichts als die hundertsach wiederholte Anrede: „Teure Verlobte!“ Den andern ging es auch so, und doch hieß es, als wir aus der Kirche gekommen waren, der Pfarrer habe eine wunderschöne Predigt gehabt.

Von den Schnittern. Indessen reiste das Korn. Es zogen die Schnittermädchen aus unseren Dörflein nach Wangen und Greifensee, nach Uster und Freudwil usw. in die Ernte, kehrten nach einigen Tagen wieder fröhlich heim mit nüßbraunen Armen und nüßbraunem Gesicht, ein schweres Roggenbrot auf dem Kopf, einen hübschen Maien im Latz und in der Hand die künstlich mit Stroh umwundene Sichel. Erzählten laut lachend, wie lustig es da drun-

ten im Unterland gewesen sei, wie sie gut und genug zu essen und zu trinken gehabt, jeden Tag Knöpfli, am Donnerstag Suppe und Fleisch, am Krähhahne Speck und Rüechli, Hammel und Würst und täglich sieben Schilling (etwa 50 Rappen) Lohn. So möchten sie's haben ihr Leben lang.

Und nun begann auch die Ernte im Oberland. Unser Pflug stand für ein Weilchen stille, und ich konnte mich ein wenig des Lebens freuen. Weil der Vater kurz vor seinem Tode noch viele Zucharten angepflanztes Land gekauft hatte, bedurften wir auch mehr Schnitter und Schnitterinnen. Aber da hieß es: Wir wollen keine mehr von den alten, die immer so trübselige Gesichter machen und weder singen noch jauchzen können, wie es Brauch ist zur Erntezeit; wir wollen junge fröhliche Leute aus dem Gebirge, die zudem noch zehnmal besser schneiden können als unsere alten Schnitter. Da sagte das eine, es möge die Schnupper nicht mehr, und das andere, es wolle den Züpfeljos nicht mehr zum Schneiden, sie haben ja „vern“ am Krähhahnen noch die größten Händel angestellt und sonst noch allerlei Dummheiten gemacht.

Aber glaube und heil mittei. Vetter Kaspar erzählte mir gar viel aus dem Sternenbergs, wie es dort Gespenster, Kläuse, Mehl-

frauen, Eselsköpfe, Zeusler und gar manche Muthesel habe. Die Kirche sei nicht in einem Dorf, sondern stehe fast ganz allein hoch auf dem Berge und habe nur eine einzige Türe. Der vorige Pfarrer sei ein Jäger gewesen und wohne jetzt dort in jenem Haus am Walde auf der Matt in einem kleinen Stübli. Auch seien zwei von dessen Töchtern im Sternenberg verheiratet, die eine habe einen Köhlenbrenner, die andere einen Scherer zum Mann. Der Pfarrer hätte aber entsetzlich gewütet und gebalgt, als die Jungfer Tochter gesagt, sie wolle den Köhler zum Manne haben, der eben sehr arm, aber ein Jungling gewesen sei wie Milch und Blut. Deswegen habe ihn die Tochter durchaus haben wollen und alle Drohungen und Züchtigungen seien umsonst gewesen.

Ein andermal hätten die Sternenberger einen Pfarrer gehabt, der ein Hexenmeister gewesen. Der habe den Kabis so außerordentlich gern gegessen, daß er am seinigen nie genug gehabt habe; deswegen habe sich derselbe oft in einen Hasen verwandelt, sei dem Meßmer in den Garten hineingesprungen und habe ihm die besten Kabishäuptli aufgefressen. Der Meßmer hätte einst nach diesem Hasen geschossen, da aber sei ihm das Gewehr zersprungen, und er habe sich an der rechten Hand drei Finger abgeschossen.

Reiche Leute, fuhr Kaspar in seiner Erzählung fort, habe es keine im Sternenberg; es sei fast alles arm; sie wohnen nur in ganz kleinen Häuschen, hoch auf den Bergen und tief unten im Tal, manchmal hart an hohen Felsen zu und am dunklen Wald. Da flechten sie Körbe und Zainen, machen Kellen, saubere Schüsseli und drehen Spillen (Spindeln). Auch habe fast jeder einen Übernamen, dem einen sage man Zapfli, dem andern Bähder, Schüffelibueb, Wirtheliheiri, Ghorli, Griggi, Blütschi usw., ja in der ganzen Welt gebe es keine solche Gemeinde. Auch habe es keine Feuerspröze dort und kein Roß. Die Leute seien aber frei und freundlich mit allen Menschen und tun niemand etwas zuleid.

Oft hörte ich die Leute sagen: „Ist de Bueb frank? — der wird in allweg nicht alt.“ Die Mutter aber meinte, es fehle mir nichts, ich möge brav essen und verderbe viel Kleider. Meine Eltern gaben aber überhaupt den Ärzten nicht viel zu verdienen. Sag eines von uns Kindern frank, hieß es: „s wird wohl wieder bessern,“ und dann ließ man uns „groszen“ und dem Uli rufen (erbrechen), bis der Sturm

vorüber war. Und so war's der Brauch in jeder Haushaltung im ganzen Dörflein. Gleichwohl gebrauchte man fast gegen jede Krankheit etliche Hausmittel. Wer den Kopf voll L... hatte, wurde mit warmem Krautwasser gewaschen und dann ein Gäßi voll eiskaltes Wasser darauf nachgeschüttet, so daß es einem durch Mark und Bein fuhr und die Kinder schrien, als ob sie am Spieße steckten. In Ermangelung des Krautwassers wurde der Kopf mit Liechblumen (Zeitlosen) eingerieben, was aber bei des wenig half, weil die Kinder kaum einmal in der Woche gekämmt und gewaschen wurden. Ferner gegen Entzündungen, Schwülen und Geschwüre ein Pflaster von Harz oder Karrensalbe, gegen Bauchweh Hepfenbränz oder warme Milch zu trinken, bei Augenentzündungen ein Bündel von Ballentätschwurzeln an den Hals zu hängen; Brandwunden mit weißem Leim oder mit Tinte zu bestreichen oder Brunnenmies (Brunnenmoos) darauf zu legen, nebst einer Menge von sympathetischen Mitteln, die ich aber nicht aufzählen mag. Nur etwa bei Beinbrüchen wurde der Arzt gerufen; fehlte dagegen einem Stück Vieh nur das Geringste, wurde auf der Stelle zum Arzt geschickt. Höchst selten wurde ein frankes Kind gearznet; mußte es seinen Schmerzen erliegen, hieß es: „Der liebe Herrgott hat's halt so wollen, 's wird ihm eben lieb gewesen sein,“ und man war bald getrostet. Ging ein Stück Vieh zugrunde, wurde dem Eigentümer nicht selten der Vorwurf gemacht, er hab's verwahrloset, und fast untröstlich beflagte man einen solchen Verlust.

Beim Tode der Mutter. Die Frauen schickten sich an, die verstorbene Mutter nach damaliger Sitte in ein weißes Leinentuch zu hüllen, und wir mußten die Kämmer verlassen. Allmählig versammelte sich alles wieder in der Stube. Das Regeli brachte eine Kanne Wein und Brot auf den Tisch, der Vater schenkte ein und die Weiber setzten sich hin zum Abendbrot. Was sie redeten, bezog sich einzig auf das Leben und Sterben der Mutter, wie gut und fromm sie gewesen und wie selig sie gestorben sei. Wenn sie nicht in den Himmel komme, dann komme sicherlich niemand hinein. Der Vater weinte immerfort und wollte sich nicht trösten lassen. Was er nun anfangen müsse, flagte er, sieben zum Teil noch unerzogene Kinder und die Mutter nicht mehr. Der Herrgott habe ihn doch schwer, schwer heimgesucht — ein solches Kreuz vermöge er fast nicht zu tragen. Die Frauen

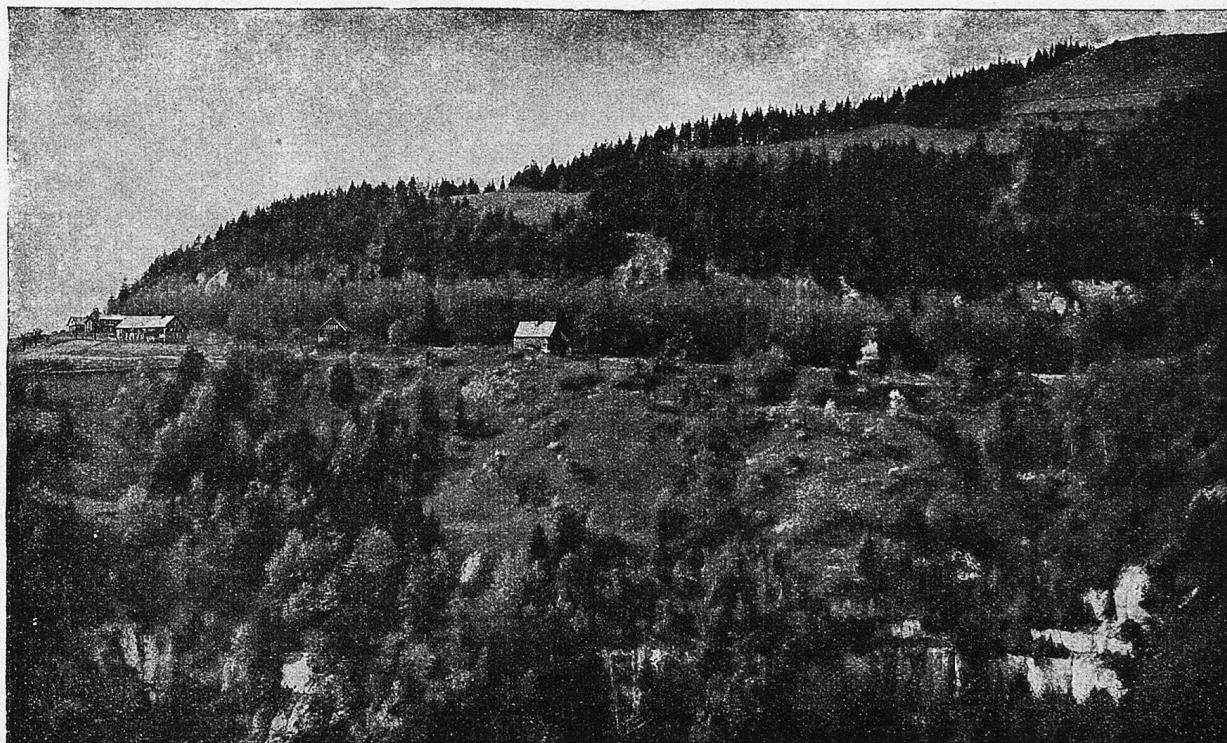
wollten ihn damit trösten, daß das gute Unneli doch vielen, vielen Leiden abgekommen sei. Sie habe in ihrem ganzen Leben wenig gute Tage gehabt, von Kindesbeinen an nichts als Kummer und schwere Sorgen. Nun sei es ihm wohl, es habe den bessern Teil erwählt. Will's Gott würde sie nicht mehr zurückkommen. Darum solle man ihr die ewige Ruhe nicht missgönnen. Aber der Vater wollte sich nicht trösten lassen; er weinte beständig fort.

Es trat die Base Schulmeisterin herein, trocknete sich die Hände an der Schürze und sagte, daß sie soeben alles Wasser in Gelten und im Kessel ausgeschüttet hätte, weil man ja wohl wisse, daß die Seele der Verstorbenen durchs Wasser fahre. Die Vorheterin, welche ihrer Armut wegen eben sehr zudringlich war, war leider eine von den Weibern, von denen es hieß, sie sei eine Hexe. Daher sagte eine der Frauen, sie wollte doch viel drum geben, wenn diese der Mutter nicht vorbeten und nicht die Leiche hätte helfen einnähen müssen. Man habe wohl gesehen, daß sie die Mutter gar nicht gern gehabt hätte. Sei's oder sei's nicht — aber sie sei doch eine Hexe. — „Bitte“, sagte Vetter Kaspar, der indes hereingekommen war, „sehe doch jemand nach, ob sie nicht etwa die Nadel aus dem Leinentuch mit sich genommen; solche sind vor den

Hexen nicht sicher, sie können halt allerlei böse Dinge damit treiben. Auch gebe man wohl acht, ob sich nicht etwa ein Knopf an einem Faden finde, womit die Leiche eingenäht worden sei; denn solches könnte der Seele auf dem Wege zur Ewigkeit hinderlich sein.“

Als ich dies mit Schrecken gehört hatte, eilte ich sogleich in die Kammer hinauf, diesen Dingen nachzusehen. Die Dämmerung war bereits eingebrochen; aber ich hatte bisher die Toten nicht gefürchtet; so wandelte mich am wenigsten jetzt ein Grauen an. Ich kniete zu der weißen Leiche nieder und fand zu ihren Füßen die Nadel wirklich im Tuche stecken, desgleichen auch nirgends einen Knopf an einem Faden, was mir unaussprechlich lieb war. Von allem gab ich den Frauen treulich Bericht, worüber sie aber nichts sagten, sondern nur eine die andere wie unzufrieden anblickte und mit dem Kopf nickte.

Mein Schmerz um den Verlust der teuren Mutter vermehrte sich wieder, als ich schlafen ging und ich die Mutter hart neben meinem Bette so still und regungslos auf der Erde da liegen sah, sie nicht mehr, wie gewöhnlich, mit mir beten und mich wieder ein neues Gebetlein lehren konnte. Eine Lampe brannte neben ihr auf einem Stuhl, deren bleicher Schimmer sich ganz auf die weiße Gestalt ergoß. Mit unver-



Strahlegg.

wandtem Blicke schaute ich immer auf die Mutter hin und dann meinte ich, ich höre sie atmen oder sie habe die Füße oder die über der Brust gefalteten Hände ein wenig bewegt. „Wenn sie wieder lebend würde?“ mußte ich mich furchtlos fragen, und dann wußte ich in diese Gedanken fast nicht wie mir geschah.

Bis zum vierten Tage lag die Mutter als Leiche im Hause. Den Tag über saß und kniete ich die meiste Zeit bei ihr allein in der Kammer und weinte, gedachte an alles, was sie mir gewesen war und wie es ihr jetzt im Himmel sein möge. — Was sie schon alles werde gesehen haben und ob sie wohl auch noch an mich denken könne. —

Am Vorabend des Begräbnistages wurde die Mutter in den Sarg gelegt und hinaus auf den Gang gebracht. Die Dämmerung brach ein, und wenn ich etwa aus der Stube trat und den Sarg oben an der Treppe erblickte, o, wie sonderbar schimmerte das weiße Holz aus der Dunkelheit zu mir herab! Und wie lebhaft schwebt es mir diesen Augenblick wieder vor und erinnert mich an meine eigene Sterblichkeit. Nun, wenn auch ich einmal eine Leiche sein werde, dann lege ich nicht in einen schwarzen, sondern in einen weißen Sarg. — Am selbigen Abend mußten wir jüngere Geschwister früher als gewöhnlich zu Bette gehen; die älteste Schwester aber blieb auf; sie wartete auf den Vater, welcher nach alter Sitte die Verwandten und Nachbarn im Dörflein zum Leichenbegängnis hielten mußte.

Am Morgen des Begräbnistages erwachte ich früh. Ich hatte beim Vater schlafen müssen und hörte, wie er leise betete und weinte, die Hände über die Brust fest zusammenfaltete und oft schwere Seufzer heraufholte. Wir standen auf. Ich sah aus dem Fenster und hörte die Betzeitglocke von Hittnau. Wahrlich, so oft ich seither diese höre, erzählt sie mir alles vom Begräbnistag der Mutter und tönt mir wie Grabgeläut.

Ein leichter Schnee war während der Nacht gefallen, weshalb mir der Morgen auch darum sehr trüb und traurig vorkam, weil gestern die Sonne so hell und warm geschienen hatte und die Wiesen schon so lieblich grün sich zeigten. Draußen auf dem Gang hörte ich den Bruder und die älteste Schwester beim Sarge der Mutter weinen, indem sie klagten, nun sei die gute, liebe Mutter das letztemal da über Nacht gewesen, und wenn sie's auch wüßte, wie irre ihnen das Scheiden tue. — Es kam Vetter Kaspar,

und er und der Bruder trugen den Sarg in den Haussgang. Die Verwandten und Freunde fanden sich sehr zahlreich ein. Jedes wollte das gute Anneli selig noch einmal sehen, und tausend Tränen wurden auf das blaße Antlitz der Mutter hinab geweint. Am lautesten weinte die Stiefschwester des Vaters, als ob sie geahnet hätte, daß auch sie fast am Ziele wäre; denn acht Tage darauf wurde sie auch begraben.

Mein größter Schmerz war vorüber; ich konnte mich für einmal ganz gelassen in das Unabänderliche fügen. Der Vater aber und meine Geschwister waren nicht zu trösten und nicht vom Sarge wegzu bringen, als es hieß, der Totenkarren stehe vor dem Haus; es läute schon; die Leiche werde nun weggetragen. Die allseitige Teilnahme an unserer Trauer gab sich auch durch das seltene zahlreiche Leichengeleite kund. Ach, die gute Mutter hatte ja in ihrem Leben niemanden absichtlich wehe getan. Ein gutes Zeugnis von ihren Mitmenschen begleitete sie auch zu Grabe.

Getröstet und still folgte ich an der Hand einer alten Vase der teuren Leiche. Als wir aber, vom Dörfchen entfernt, an unsren Wiesen und Ackern vorüberkamen, mußte ich der letzten Ernte gedenken, wie die Mutter bei den Schnittern noch so fröhlich gewesen war. Wie wir in der Heuernte dort auf der großen Wiese unterm niedrigen Apfelbaum im Schatten saßen und das Bespermahl genossen, und nun, wenn die Mähder wieder auf die Wiesen und die Schnitter aufs Feld ziehen werden, dann sei die Mutter nicht mehr unter uns. — In diesem Augenblick trat meine liebe Gotte, die Müllerin von Balchenstall, zu mir, welche meiner Mutter eine treue Freundin geblieben war, ihr also auch die letzte Ehre erweisen wollte, und suchte mich auf wahrhaft mütterliche und christliche Weise zu trösten. Mir schien es, der Weg zur Kirche wolle kein Ende nehmen. Endlich waren wir am Ziel und standen am offenen Grabe der Mutter. —

Langsam wurde der Sarg hinabgesenkt, — die laute Klage, das tiefe Schluchzen und die dumpfen Töne der niederrollenden Erde und Gebeine mischten sich schreckhaft in den lauten Klang der Glocken über uns. — Ich hatte keine Tränen mehr. Aber, was dann ein solches Geläut, das doch weder einem Freuden- noch einem Traueranlaß zulieb seinen Ton ändert, für einen unbeschreiblichen Klang in unsren Ohren hat, kann nur der begreifen, der für tiefe Eindrücke empfänglich ist.

In der Kirche stand ich zwischen dem Vater und dem Bruder. Sonderbar, daß mir von diesem Alt rein nichts im Gedächtnis geblieben ist, als wie mein Vater und der Bruder unaufhörlich neben mir weinten. Weiß nichts vom Gesang, nichts von der Abdankung und nichts von der Leichenrede, die sehr schön gewesen sein soll. Die Mutter erreichte ein Alter von 47 Jahren und 3 Monaten.

Auf dem Heimwege war das selige Anneli wieder der einzige Gegenstand jeglicher Unterhaltung. „Ach“, sagte Bas Anneli, die neben mich zu gehen kam, „wie viel tausendmal hat deine Mutter den 42. Psalm gesungen, wie mancher Leiche denselben zum Begräbnis singen helfen, und jetzt haben wir ihn ihr auch gesungen. Du weißt, das war auch der Leichenpsalm meiner Mutter. Ach Gott, so singt eines das andere ins Grab. Ach, daß ich die erste Leiche auf deine Mutter wäre; fürwahr, ich mag nicht mehr leben, da sie gestorben ist. Aber ich werde

nicht die erste sein.“ sagte sie mit Zuversicht, „denn hast du nicht gesehen, daß dem Leichenzug zuerst ein Mannsbild begegnet ist? — so wird die erste Leiche auf deine Mutter eine männliche sein.“ Wirklich war ein junger Mann uns zuerst begegnet, und dieser Zufall mußte später den Überglauben rechtfertigen. Zum Leichenmahl fanden sich sehr viele Leute ein, worüber ich staunen mußte, daß wir so viele Bettler und Basen haben sollten. Weiß auch, wie einige Weiber, welche morgens am Sarg und beim Grabe der Mutter sehr laut geweint haben, bei Tische nun auch sehr laut lachten. Eine der selben bekam endlich gar das Trunkenelend. Gegen Abend gingen die Leute bis auf eine kleine Gesellschaft fort. Wir kleinen Geschwister wurden nach altem Brauch von jedem mit Geld beschenkt, was uns sehr freute und uns des Leides für heute vergessen machte; denn noch nie hatten wir so viele Schillinge beisammen.

(Schluß folgt.)

Wo ist di Wiege gstande?

Wo ist di Wiege gstande?
Weisch na, weisch na säß Hus?
Dur Wulche=n= und dur Näbel,
Dur 's Läbe=n= i und us
Zündt's wie=n= en Stern am Himmel,
Lacht's wie=n= en Bluemestruß.

Und isch es nu es Hüttli
Am gehste Schatterai,
Es freut di wie de Fröhlig.
Wie uf en Tag im Mai,
So plangisch i der Fröndi,
Chasch äntli wieder hei.

Und gahd's dur Stöck und Stude
Und zwickt di 's Läbe fest,
Wie wohled's der, wie ringed's,
Was gid's nüd für es Fäst,
Wänn d' wie vor alte Zite
Dis herzig Stübli gsehst!

De luegsh in alli Eggli,
Us jedem chund en Schi,
Us jedem tönt es Liedli:
Wie glückli si=mer gsi!
Was ruschet i de Bäume?
Ganz lis — Verbi, verbi!

Ernst Eichmann.

Mein Leben als Hüterknabe.

Von Jakob Stuž.*

Die Reihe, das Vieh zu hüten, kam nun endlich auch an mich. Unsere Viehweide war auf einer gar freundlichen, aussichtsreichen Anhöhe, nordöstlich kaum zehn Minuten vom Dörfchen entfernt.

Hie oben genoß ich wohl die seligsten Stunden meines Lebens; jedoch mußten diese Rosen auch ihre Dornen haben. Es tat mir eben manchmal auch weh, morgens so frühe schon das warme Bettchen verlassen zu müssen, barfuß in den kühlen Morgen hinaus und durch das

von schwerem Tau triefende Gras und Geesträuch zu gehen, während viele der ärmsten Kinder um diese Zeit noch lange schlafen durften. Wie es mich dann heftig an die Füße fror, ich schlitternd und seufzend nach den östlichen Bergen hinschaute, ob die liebe Sonne noch nicht kommen wolle, meine Füße zu erwärmen. Oder wenn es manchmal den ganzen Tag regnete, ich auch unter den dichtesten Tannen keinen Schutz und kein trockenes Plätzchen mehr fand, oder wenn meine Rühe, von Ungeziefer geplagt, nicht weiden wollten, überall durchbrachen, ich ihnen über Stauden und Stöcke nachjagen mußte, bis

* Aus: Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben.